

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 155 (1977)

Artikel: Der Zeit voraus : dem Staat voraus
Autor: Staehelin, Walter
Kapitel: Was ist eigentlich die GGG?
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was ist eigentlich die GGG?

«Sie entspricht einer Burgruine unter Denkmalschutz.»

«Sie ist eine alte Tante, die überflüssigen Hausgreuel an Wohltätigkeitsbazars verschenkt und armen Kindern aus dem Ridicule Däfel verabreicht, wobei sie sich denkt, gottgefällige Werke zu tun.»

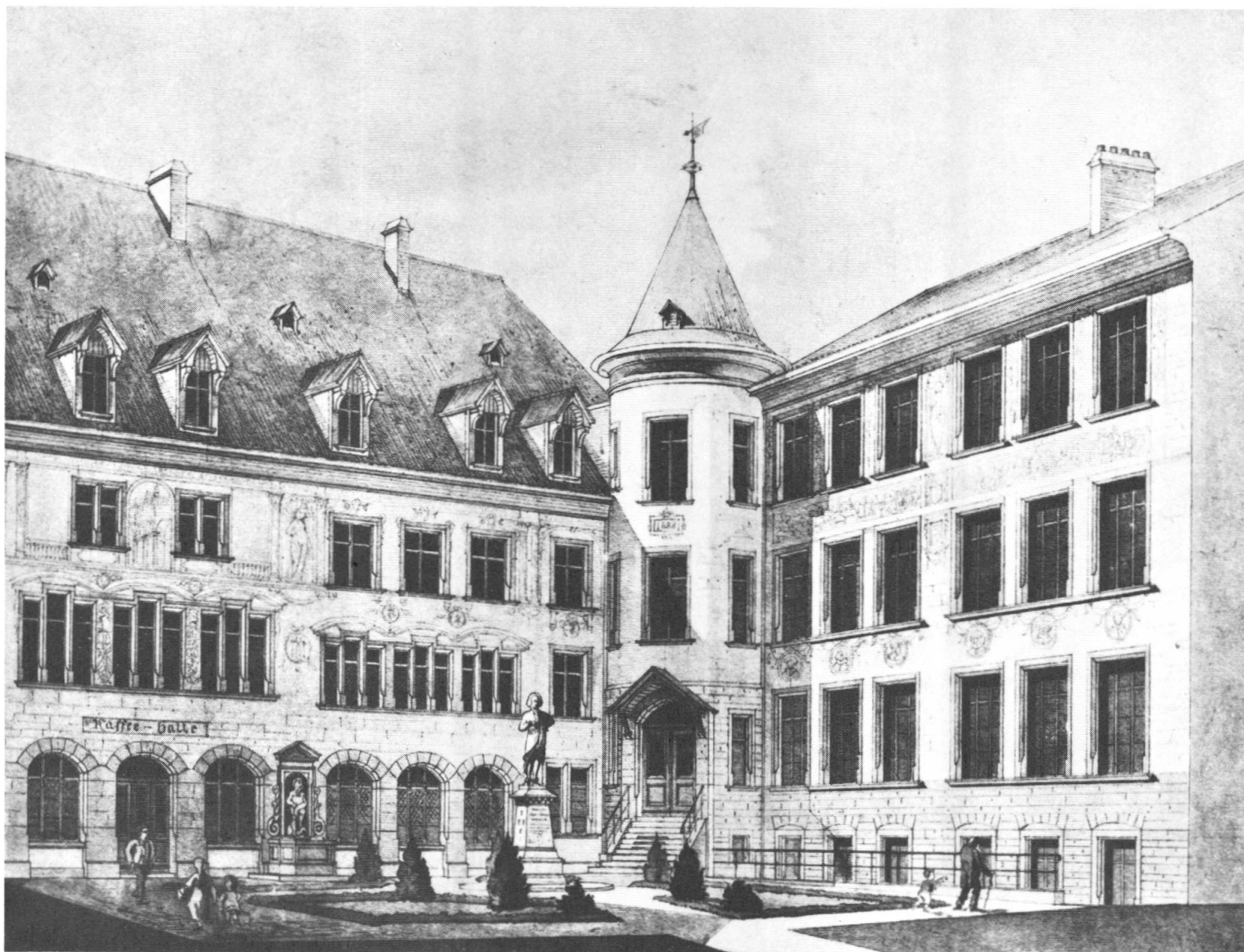
Wenn dem so wäre, wie zahlreiche Leute denken, so dürften wir uns immerhin mit Schillers Worten trösten: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.» Köstlich ist indessen, daß die zweihundertjährige Greisin heute noch unentwegt zu neuen Ufern schwimmt, ohne dabei zu ertrinken.

Die GGG ist im Laufe ihres Bestehens über hundert gemeinnützigen Vereinigungen zu Gvatter gestanden, die sich zum Teil derart entfaltet haben, daß sie sich schlechthin nicht mehr aus unserm Stadtbild wegdenken lassen. Sie ist heute eine «Holding», der 80 «Unternehmen» angeschlossen sind. Immerwährend treffen Gesuche von Vereinigungen ein, die gerne unter ihrer Schürze Obhut finden möchten. Das übersteigt allerdings mitunter ihre expansiven Wünsche und ihre Möglichkeiten. Dennoch macht sie sich gewissermassen einen Sport daraus, nach Lücken in unserm vielgepriesenen Wohlfahrtsstaat zu spähen, die es in privater Gemeinnützigkeit auszufüllen gilt. Gerade jetzt, in ihrem Jubeljahr, hat sie solche entdeckt und bereits Projekte ausgearbeitet, um neue Werke ins Leben zu rufen.

Laßt uns also den bösen Zungen verzeihen. Sie gehören eben genau so gut zu Basel wie die GGG. Die Vermutung liegt ja ohnehin so nahe, daß eine «Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen», wie sie sich anfänglich nannte, aus begüterten Zopfbürgern bestehe, die aus ihrem Überschuß hin und wieder Almosen spenden, um ihr Gewissen zu beruhigen, bevor sie sich zur fröhlichen Tafelrunde zusammenfinden.

Bei allem Verständnis für derart abwegige und absurde Vorstellungen aus Unwissen und Oberflächlichkeit muß sich die GGG natürlich energisch und unmißverständlich bemühen, dieses Image endlich einmal als Trugbild zu entlarven und sich der Öffentlichkeit weit mehr als bisher so zur Schau stellen, wie sie wirklich ist, denn nichts war ihr bis in die jüngste Zeit so abträglich wie die weitverbreitete Unkenntnis ihres Wesens, ihres Wirkens und ihrer Werke.

Somit sei es vorangestellt: Die GGG ist das Gegenteil eines Zopfbürgervereins, denn sie ist von allem Anfang an der Zeit und dem Staat weit vorausgeeilt. Sie hat auf allen Gebieten des kulturellen und sozialen Lebens mutige Pionierarbeit verrichtet und Werke ins Leben gerufen oder mitbegründen helfen, die im Zeitpunkt des Entstehens zum Teil als unerhörte, ja



Der «Schmiedenhof» als Sitz der GGG, 1887/88

sogar unschickliche Neuerungen angesehen und dementsprechend mit spießbürgerlicher Entrüstung von den allzu vielen Feinden echten Fortschritts unerbittlich bekämpft worden sind.

So hat sie anfangs des letzten Jahrhunderts in Basel den Turnunterricht für die Jugend eingeführt, obwohl in jener Zeit eine solche körperliche Betätigung von vielen braven und besorgten Eltern als durchaus «unanständig» empfunden worden ist. Sie hat schon 1831 die erste Schwimm- und Badeanstalt ins Leben gerufen, obwohl der Staat dafür nicht zu haben war.

Die GGG hat gleich nach ihrer Gründung an vorderster Stelle gegen Krankheit und Not gekämpft, bevor es einen Sozialstaat, eine organisierte Arbeiterschaft und einen entwickelten Gemeinnsinn der Bürger gegeben hat. Ihr verdanken wir unser Blindenheim, das sich jetzt in seinem modernen Gewand der Bewunderung weit über die Grenzen der Schweiz hinaus erfreuen darf. Eine Pionierleistung ihresgleichen ist auch die Basler Heilstätte in Davos. Schöpfungen der GGG von fürsorglichem Charakter, die ebenfalls als beispielgebend genannt werden müssen, sind die ersten Arbeiterkassen, die Zinstragende Ersparniskasse und die «Patria»-Lebensversicherung.

Die GGG hat von Anfang an die Volksbildung entscheidend gefördert und Anstalten wie die Töcherschule, die Frauenarbeitsschule, die Gewerbeschule und die Musikschule gegründet. Im Jahre 1843 hat sie im Klingental die erste Kleinkinderschule eröffnet, die allen Schichten zugänglich war und auch unentgeltlich besucht werden konnte. Pionierarbeit auf breiter Basis hat sie nicht zuletzt im sozialen Wohnwesen durch den Bau von Siedlungen für Arbeiter geleistet. Dies sind nur einige eindruckliche und augenfällige Beispiele, zu denen noch manche segensreiche Institutionen kommen, die eher im Stillen ihre gemeinnützige Arbeit verrichten.

In seiner Festschrift aus dem Jahre 1926 zur 150. Stiftungsfeier schreibt Paul Siegfried mit gutem Recht: «Es gibt in Basel wohl kaum einen Zweig der freiwilligen menschenfreundlichen Tätigkeit, an dem sie nicht in dieser oder jener Weise beteiligt ist, und kaum einen Einwohner, der nicht auf irgendeine Art, bewußt oder unbewußt, ihr wohltätiges Wirken verspürt. Einem großen Teil der Bevölkerung hat sie den Sinn für gemeinnützige Betätigung eingepflanzt und Männer und Frauen der verschiedensten Weltanschauung zu gemeinsamer nützlicher Arbeit zusammengeführt.»

Lampe und Neonlicht

Es ist paradox: Die GGG, die sich von Anfang an in den Dienst der Aufklärung gestellt hatte, vernachlässigte fortwährend die Aufklärung der Stadtbevölkerung über sich selber! Diese «Schizophrenie» ist immerhin menschlich verständlich. Wenn die GGG es stets fast ängstlich vermieden hat, die Öffentlichkeit über ihre weitschichtige Tätigkeit auf dem Laufenden zu halten, und sich somit eine Kontaktarmut herauskristallisierte, so geht dies von dem aner kennenswerten Grundsatz aus, daß menschenfreundliche Werke ihren stillen Glanz verlieren, wenn sie an die große Glocke gehängt werden.

Und doch liegt dem ein Denkfehler zugrunde. Die GGG vergibt ja keine

Gaben wie eine Privatperson, die sich in edler Denkweise sagt, daß die linke Hand nicht wissen möge, was die rechte tut. Sie ist ein Unternehmen praktischer und gezielter Hilfe zum Aufbau und zur Unterstützung von Werken, die der Öffentlichkeit zugutekommen, und vor der Gründung neuer «Firmen» muß sie die Pläne sorgfältig auf ihre Notwendigkeit, auf den voraussichtlichen Nutzen für die Stadt und auf die finanzielle Tragfähigkeit prüfen. Sie ist nicht allein in ideeller, sondern auch in rein materieller Beziehung mit Basel so verwachsen, daß sie der Bürgerschaft Rechenschaft über ihre Tätigkeit ablegen muß und den «Public Relations» nicht aus dem Wege gehen darf. Kurzum: Sie muß ihren Nährboden pflegen. Daß ihren Gründern solche Überlegungen nicht fremd gewesen sind, geht bereits aus einem ihrer Berichte aus dem Jahre 1786 hervor, in welchem sich die ausnehmend hübsche Formulierung findet:

Es ist ihre Pflicht, ihre Lampe zwar nicht auf vergoldetem Leuchter fackeln, aber doch ruhig und offenbar leuchten zu lassen, damit viele kommen mögen, Öhl darein zu gießen und ihr Feuer nicht aus Mangel an Nahrung verlöschen müsse.

Solche Gedanken finden sich immer und immer wieder. Der Vorsteher von 1952/53, Peter Miescher-Schaeren, meinte prägnant:

Mehr als bis heute müssen wir uns bewußt werden, daß es zur Erzielung einer Wirkung nicht genügt, das Gute zu tun; man muß auch dafür sorgen, daß die breite Masse des Volkes davon erfährt und daran glaubt.

Die GGG trat zum erstenmal in einer Werbeaktion vom 19.–27. Juni 1943 mitten in die Öffentlichkeit. Der Barfüßerplatz verwandelte sich in eine Art Herbstmesse, doch alles und jedes war auf die direkte oder indirekte Werbung für die Gesellschaft eingestellt. Dort wurde auch ein volkstümliches Buch über die GGG, «Die gesegneten Früchte», verkauft, das der Autor dieser Abhandlung verfassen durfte. Dank dieser Werbeaktion stieg die Zahl der Mitglieder in einem Jahre von rund 3000 auf 4000.

Leider hat man es später versäumt, nachzusetzen, so daß es bei einem einmaligen Paukenschlag blieb. Nicht daß man etwa die «Seibi-Kilbi» hätte wiederholen sollen. Ihr Effekt bestand darin, daß sie die erstmalige derartige Aktion und in dieser Hinsicht die Vorläuferin der heutigen Volksfeste war, deren es nun mehr als genug gibt. Schon darum kann dem hie und da geäußerten Wunsche, man möge diese Aktion wiederholen, nicht stattgegeben werden. Dazu kommt, daß bei aller äußeren Vergleichbarkeit jenes GGG-Fest allein den Zweck verfolgte, für die Gesellschaft zu werben und das Volk mit ihr vertraut zu machen. Es ging also nicht um eine Geldsammlung für irgendeinen Zweck, wie etwa den Bau einer Kirche, eines Gemeindehauses, einer Sportanlage und so fort.

In den Sechzigerjahren wurde die Werbung wieder intensiviert, und zwar durch gut durchdachte und neuzeitlich aufgemachte Zeitungsinserate, sowie durch die eindrucksvoll konzipierte Broschüre «Was kann man tun?». Sehr verdankenswert war die gegenwartsbezogene und ansprechende Aufsatz-Serie über die GGG von Rolf Dürst in den «CIBA-Blättern» von Januar/Februar und März/April 1968, die dann als Sonderdruck eine weitere Streuung fand. Alle diese Aktionen wirkten sich positiv auf den Mitgliederbestand der GGG aus.

Im Jahresbericht 1967 von Vorsteher Dr. H.P.Koechlin lesen wir die bemerkenswerte Stelle: «Die Aktivierung der Propaganda trug ihre Früchte: 1967 brachte eine noch nie erreichte Zahl von Neumitgliedern. Unsere Erfolgsquote lag dank der gezielten und weitmöglichst persönlichen Werbung außerordentlich hoch. Viel hat dazu die erste Pressekonferenz beigetragen, an der – neben einer allgemeinen Orientierung – über den Neubau des Bläsistifts referiert wurde. In den Basler Tages- und Firmenzeitungen fanden unsere Anliegen ein breites Echo. Sie haben zweifellos geholfen, das Interesse an der GGG in ganz Basel wachzuhalten beziehungsweise neu zu wecken. Besonders begrüßt wurden unsere Anstrengungen, die Gesellschaft den Bedürfnissen der Zeit anzupassen, ohne die traditionellen Ziele über Bord zu werfen. Wir werden diesen Weg weiterverfolgen, um damit sukzessive die gewünschte breite Streuung in allen Kreisen der Bevölkerung zu erreichen.»

Zeitgemäß beschloß die Mitgliederversammlung im gleichen Jahr die Umänderung des Namens «Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel» in die weniger umständliche Formel «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel». Im Sprachgebrauch hat sich dann die noch kürzere Fassung «Die gemeinnützige Gesellschaft» eingebürgert. Heute ist sie auch in ihrem Signet die GGG, was für jedermann mundgerecht geworden ist. Sie hat in diesem Sinne die «modische» Anpassung an die Zeit also nicht verpaßt, was ihr nur nützlich sein kann. Die Hauptsache bleibt aber, daß sie ihrem Wesen nach das bleibt, was sie ist, selbst wenn sie in Zukunft nicht mehr im Lampenschein, sondern im Neonlicht erstrahlen sollte.

Im Dienste der Frau

Auf die einzelnen Werke der GGG, die sich mit Frauenfragen beschäftigen, werden wir bei der Besprechung dieser Institutionen kurz eingehen. Hier sei zum erstenmal versucht, zusammenfassend darzustellen, wie sehr ihr die weiblichen Sorgen schon zu einer Zeit am Herzen gelegen sind, wo

sich die Männerwelt kaum bemüßigt fühlte, sich um das «zweitrangige Geschlecht» zu kümmern. Auch da gilt wiederum: Der Zeit voraus, dem Staat voraus!

Die Gründung der GGG erfolgte am 13. März 1777. Schon am 3. Juli desselben Jahres erhielt sie folgendes Schreiben eines Bürgers:

Nur vor einem sehr wichtigen Theil der Gesellschaft ist nicht genugsam gesorgt. – Vor denjenigen, den wir mit rohem männlichen Stoltze den Schwächeren Theil nennen – vom Frauenzimmer!!

Der größte Theil derselben, wird bey ihrem Eintritt auf die Scene des Lebens mit magerem Vergnügen empfangen, durchlebt die Jahre der Kindheit und auch die höchstwichtigen ersten jungfräulichen Jahre, tänzelnd und ohne kernhaften Unterricht und taumelt den künftigen Pflichten einer Gattin und Hausmutter flatterhaft entgegen, ja viele treten vom Schauplatze ab, ohne jemals diejenigen wahren Vergnügungen genossen zu haben, deren ihre Seele bey besserer Aufheiterung fähig gewesen wäre. Sollte es nicht möglich seyn, auch hierin dem Endzweck unseres Daseyns einer größeren Glückseligkeit näher zu kommen und würdigen Jünglingen durch Ermunterung besserer weiblicher Erziehung würdige Gehülfinnen vorzubereiten?

Ebenfalls aus dem Gründerjahr stammt ein Vorschlag, die GGG möge sich um das Los unserer armen Witwen kümmern:

Bescheidene Frage an wohldenkende Ehemänner:

1. Könnte es nicht geschehen, daß euere lieben Gattinnen, durch euer frühzeitiges Absterben, in solche traurige Umstände gesetzt würden, daß sie ihrem Stande nicht mehr gemäß leben könnten; sondern vielmehr ihre einsamen Tage sehr kümmerlich zubringen oder wohl gar nach und nach verarmen müßten?

2. Wäre es also nicht sehr gut für die Gehülfinnen eures Lebens? wäre es nicht euch selbst höchst löblich, und am Tage des Todes höchst erfreulich, wenn ihr wüßtet, daß euere verlassenen Wittwen eine jährliche Unterstützung, nicht als ein Allmosen, sondern als ein Ehrengeld aus einer von euch selbst freywillig errichteten Wittwencasse zu genießen haben würden?

3. Wird also nicht billich euer redlich Herz voll sehnlichen Verlangens seyn, eine so ehrbare Wittwencasse zu errichten; und bestmöglich nachzuforschen, auf welche Weise nach den Regeln der Weisheit und der Billigkeit dieses geschehen könne?

Hier folgt nun zur Prüfung und Verbesserung ein ohnmaasgeblicher Plan.

Alle solche Pläne wurden gewissenhaft geprüft und – wie wir noch sehen werden – frühzeitig in die Tat umgesetzt. Man darf sogar sagen, daß aus

diesen Wurzeln ein Baum hervorgegangen ist, der eine äußerst stattliche Krone trägt, nämlich die schon erwähnte «Patria, Schweizerische Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit», welche die GGG anlässlich ihrer Säkularfeier im Jahre 1877 als «Buschi» aus der Taufe hob!

Daneben verdienen in dieser Beziehung auch liebliche Kleinigkeiten aus den ersten Jahren der Gesellschaft Erwähnung, denn sie illustrieren in gleicher Weise, von welchem Geist die Pioniere beseelt waren. So lesen wir:

Gesellschaft Verhandlungen vom 25 July 1779.

Ein anonymer Vorschlag, eine Frau nach Straßburg zu schicken, um das Accouchement zu studieren, soll zum Studium den Herren Medicis zugestellt werden.

Dieser Vorschlag fand die Billigung der Ärzte und der Gesellschaft. In der Folge wurden verschiedene Male Hebammen zur Ausbildung nach Straßburg geschickt.

Ebenso im Jahre 1779 wurden verschiedene Näh- und Flickschulen eröffnet, deren Zweck im Bericht zur Näh- und Flickstube vom Jahre 1828 folgendermaßen umschrieben wurde:

Es sollen in drei Nähschulen, wovon zwei in der großen Stadt, und eine in der kleinen Stadt sich befinden, arme Töchter nach den Worten des verewigten Stifters vorbereitet werden, «damit sie brauchbare und nützliche Dienstboten ihrer begüterten Mitmenschen und rechtschaffene Ehefrauen und Hausmütter solcher Familien werden, welche ihren Unterhalt einzig durch ihre Handarbeit gewinnen müssen». Sie erhalten zu dem Ende Unterricht im Weißnähen, und durch einen besonderen Lehrer Unterricht im Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Stylübungen und Rechnen, wobei durchaus Rücksicht auf ihren Stand und Bestimmung zu nehmen ist. Die Lehrerinnen sollen, wie der selige Stifter dieser Schulen in seiner Anweisung ihnen einschärft, ein wachsames Auge auf ihre Schülerinnen haben, sie vor allem unnützen Geschwätze, vor allen Zänkereien, üblen Nachreden, lieblosen Urteilen, vor Neid und Eifersucht und vor andern verderblichen Neigungen warnen.

Daß solche Schulen ein unbedingtes Erfordernis der Zeit waren, geht aus dem Kommissionsbericht des Jahres 1838 eindrucklich hervor:

Der Hauptgrund ist ohne Zweifel die Verlockung des Fabriklohnnes für die Eltern und des Fabriklebens für die Töchter, und eben dadurch werden die schönen Hoffnungen, welche bei der Stiftung unserer Nähschulen vorschwebten, gute, brave Hausmütter und tüchtige Arbeiterinnen zu bilden, radikal zerstört. Die Fabrikmädchen werden weder das Eine noch das Andere. Die Sittlichkeit geht größtentheils unter; statt tüchtige Arbeiterinnen für das Hauswesen, werden sie brauchbare und einträgliche Ma-

schinen für ein Gewerbe, haben aber einstweilen ihren Eltern helfen Geld verdienen, und das zieht so an, daß eine obrigkeitliche Verordnung über Schulpflichtigkeit zu Hülfe kommen mußte, um die Eltern zu zwingen, ihre Kinder wenigstens bis in das zwölfte Jahr in der Schule zu lassen; von fernern 2 ½ Jahren in die Nähschulen grauet den Blinden, die nur auf den Augenblick der Gegenwart schauen.

Die 1879 von der GGG gegründete Frauenarbeitsschule wurde gleich im ersten Jahre ihres Bestehens von über hundert Schülerinnen besucht. Die Verstaatlichung erfolgte indessen erst 1894.

Die GGG führte 1826 den Turnunterricht für Knaben ein, was manche Zopfbürger als «Überfluß» bezeichneten. Und als sie gar zwei Jahre später dazu übergang, auch Mädchen turnen zu lassen, fand man dies weitherum «unschicklich».

Verwunderlich ist bei alledem, daß die Stellung der Frau in der GGG selber verhältnismäßig recht spät eine feste Regelung fand. Wir lesen im Jahresbericht von 1915 hierüber: «§ 4 neu (alt 3) stellt gegenüber früher ausdrücklich fest, daß auch unsere weibliche Bevölkerung zur Mitgliedschaft berechtigt ist. Bestand hierüber kein Zweifel, soweit es sich um ledige oder verwitwete Frauen handelte, so sollte mit der Änderung dokumentiert werden, daß auch Ehefrauen, selbst wenn ihre Ehemänner schon Gesellschaftsmitglieder sind, mit Freuden in der Gesellschaft willkommen geheißen werden sollen.»

Dies war die längst verdiente Anerkennung für die stille und aufopfernde Arbeit, welche unzählige Frauen schon seit den ersten Jahrzehnten insbesondere auf dem Gebiet der Fürsorge im Dienste der Gesellschaft geleistet haben.

Ein Markstein in der Geschichte der GGG ist es, daß für das Jahr 1957/58 erstmals eine Frau als Vorsteherin auserkoren worden ist. Die «First Lady» war Frau Valery Gruner-Burckhardt. Ihr folgte für 1965/66 Frau Beatrix Staub-Sarasin und für 1972/73 Frau Dr. Marlies Fahrländer-Lüssy.

Ein Zeitgenosse von Isaak Iselin (1728–1782), dem Begründer der GGG, war Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), der ebenfalls in seiner Weise zu den eifrigsten Verfechtern der Aufklärung zählte. Von ihm stammt das Wort: «Es gibt gewisse Dinge, wo ein Frauenzimmer immer schärfer sieht als hundert Augen der Mannspersonen.»